

Spott-Revue

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **97 (1971)**

Heft 6

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Nutzungsbedingungen

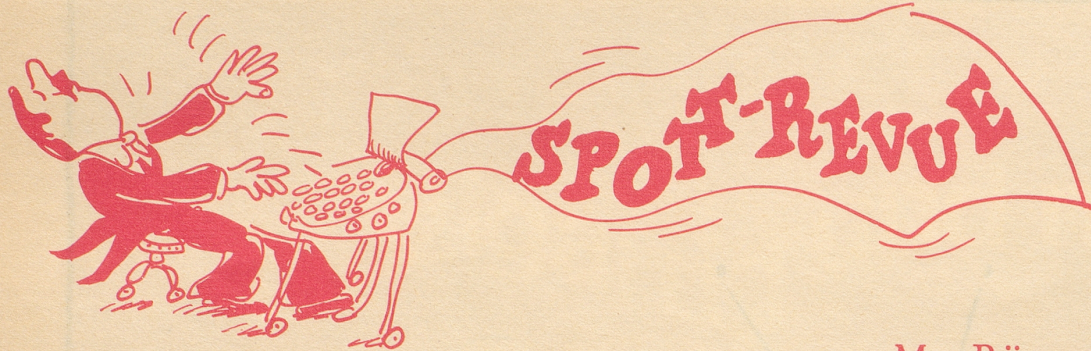
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



von Max Rüeger

Rettet die Retter!

Die Sache ist peinlich, ärgerlich, unangenehm – und obwohl einem die Pointen zu dieser Geschichte förmlich zufliegen, kann und darf man sie nicht frohen Herzens niederschreiben.

Ich meine die Vorwürfe, die von sieben Herren gegen die Caritas und ihren mittlerweile zurückgetretenen Direktor erhoben wurden, die zwar noch ihrer Bestätigung bedürfen – aber die veröffentlichten Fakten sind so detailliert aufgezeichnet, daß man wohl einigen Grund zur Befürchtung hat, sie seien nicht völlig aus der Luft gegriffen.

Millionenbeträge sollen den Bestimmungsort nicht erreicht haben, Umsummen für administrativen Klimbim verplempert worden sein. Ich mag hier nicht aufzählen, was man abzuzählen vergaß, ich will nicht enthüllen, was man verschleierte, mir widerstrebt es, Rechnungen zu präsentieren, die nie präsentiert wurden.

Ich möchte nicht Scheiben einschlagen, die in teuren Lagerräumen ruhen anstatt in geplante Bauten ge-

fügt zu werden, ich kann nicht Kosten aufschlagen auf Kosten einer Organisation, die zuviel kostete.

Die lendenlahmen Erklärungen des Caritas-Direktors a. D. stimmen zwar bedenklich, sie versetzen ihn für mich partiell ins Unrecht, bevor über Recht oder Unrecht entschieden ist, er beging damit meines Erachtens Rufmord am Ruf dieser Institution.

Weit mehr aber beschäftigt mich die Tatsache, daß wir alle Gefahr laufen, die Caritas im speziellen mit caritativen Stellen im allgemeinen gleichzusetzen.

Viele haben nun einen billigen Vorwand, bei künftigen Sammelaktionen billig wegzukommen, die Spenden werden auch dort spärlicher fließen, wo Sparsamkeit verfehlt ist.

Die sieben Herren, die mit ihren Enthüllungen an die Öffentlichkeit traten, wählten den falschen Weg. Sie hätten sich überlegen müssen, daß sie mit der publizistischen Auswertung der Affäre zwar internen Schaden abwenden konnten, vielleicht, für die Zukunft, daß sie aber andererseits externen Schaden stifteten. Die Möglichkeit, den aufgespürten Skandal innerhalb der Organisation zu liquidieren, ohne gleichzeitig landesweiten Goodwill zu liquidieren, sie war zweifelsfrei gegeben. Man hat einer guten Sache einen schlechten Dienst erwiesen.

Ich spreche hier keineswegs dem Vertuschen von Unregelmäßigkeiten das Wort. Hunderttausende von Schweizern, die Millionen einzahlten, haben das Recht, zu wissen, was mit ihren Franken geschieht. Insofern kann man dem öffentlichen Caritas-Reinmachen sogar noch positive Seiten abgewinnen, indem sich andere Institutionen vermehrt davor hüten, allzu salopp mit Geldern umzugehen, deren Zweckbestimmung durch ihre Einbringung klar umschrieben ist.

Dennoch bleibt ein bitterer Nachgeschmack. Die Folgen der Publizierung können nämlich ausgerechnet jene treffen, die an diesen Folgen am wenigsten leiden dürften. Keiner von uns ist gegen Verallgemeinerungen gefeit, differenzieren bedeutet Mühsal, der man sich oft nicht gerne unterzieht.

«Man weiß ja, was mit unseren Spenden geschieht!» – dieser Satz liegt gegenwärtig in der Luft, unausgesprochen da und dort, sicher, aber offen formuliert auch vielerorts. Einzahlungsscheine werden weggeworfen, die ausgefüllt werden sollten, Bittsteller abgewiesen, die man erhören müßte.

Es gibt nur eine Lösung: den Organisationen auf ihre Finger zu schauen, ohne daß man die Hand verschließt.

Der Fall Caritas soll uns aufschrecken – er darf uns jedoch nicht abschrecken, Not und Leid lindern zu helfen.

Ich denke, wir sind verpflichtet, die Caritas zu überwinden. Der Name sei als stellvertretendes Beispiel und nicht als präzise Ansprache verstanden.

Flucht nach hinten wäre Flucht vor Verantwortung.

Dies allerdings sollten sich die leitenden Gremien sämtlicher Institutionen, vom Roten Kreuz bis zu Pro Juventute, von Terre des hommes bis zu Pro Infirmis sehr deutlich merken.

Man kann beim besten Willen nicht mit dem guten Willen der Menschen spielen.

Zu Franz Josef Bogners Fabeln:

Zwanzig Seiten Abseitiges

«Die Maus mit dem Sparbuch» – so nennt Franz Josef Bogner sein schmales Fabel-Bändchen, das im «Zytglogge»-Verlag Bern vor einiger Zeit erschienen ist. Dieser Hinweis mag für den einen oder anderen Leser reichlich spät kommen – aber bitte: lieber spät als gar nicht. Bogner – das ist ein ewig Suchender. Man wird ihm mit üblichen Maßstäben niemals gerecht, weil er sich selbst unübliche Maßstäbe setzt.

Er experimentierte – und experimentiert – mit kabarettistischen Sololäufen, er zeigt momentan im Zürcher «Theater am Neumarkt» seinen «V'st» – zu lesen als «Faust» – vor, er schrieb Hörspiele, denen die seltene Eigenschaft der logischen Unlogik innewohnt – und er schrieb eben auch seine Fabeln.

Er hält sich darin zum Teil an klassische Formen – das Mittel der Fabel bedarf ihrer wohl – aber Bogners Sprache füllt diesen gegebenen Rahmen doch sehr ungewöhnlich aus.

Man kann nichts besseres tun als zu zitieren.

«Seit undenklichen Zeiten erzählt man den kleinen rotbäckigen Ameisenkinderchen im Ameisenkindergarten lehrreiche Geschichten. Eine geht etwa so:

Einst war einmal eine Ameise, die hatte eine Grille. Nämlich die, ihren von früh bis spät sich abrakkernden Mitameisen frische, muntre Lieder vorzusingen oder vorzufiedeln. Das tat sie den ganzen lieben Sommer lang und wurde des trotz karger Kost und mäßigem Applause nicht müde.

Allen ging dabei die Arbeit gut vom Fuße: es wurde in flottem Takte gebaut und gefegt, und die Königin, wenn sie – n'jedenfalls: wenn der Winter kommt, verschließen wir Ameisen – wie ihr wißt! – Fenster und Türen und geben uns wohlverdientem Müßiggange und dem Verzehr sommers gesammelter Vorräte hin.

Und da also sagten die fleißigen Ameisen zu der mit der Grille: «Als wir uns müheten und auch für Dein nichtswürdiges Wohl sorgten, da sangst und musiziertest Du. Nun tanze!» Und kurzweilbegierig räkelten sie sich in den Polstersesseln und zwangen ihre leichtlebige Schwester, zu tanzen und immerfort zu tanzen, bis sie tot umfiel!

!!

Und an dieser Stelle heben die Tanten im Ameisenkindergarten ihr rechtes Zeigebeinchen, nicken nachdrücklich mit dem guten Kopf und sagen: «... jaaa! Ja!!»

Bogner will natürlich, daß man ihm auf die Spur kommt. Ob er aber auch voraussetzt, daß man mit ihm spurt, das läßt er offen. Er gewährt, für den Augenblick der ersten Lesung, scheinbaren Spielraum. Bald jedoch entdeckt man, daß die Gedankengänge unerbitlich klar sind, daß man nicht hineingeheimnissen muß, was nicht dastünde. Dadurch werden seine Fabeln nicht simpel, nicht oberflächlich direkt – sie werden unterschwellig deutlich, wenn man sich einmal von den zierenden Formulierungen gelöst hat. Bogners Fabeln mögen da und dort spontan belustigen durch die Skurrilität der Formulierung, durch die krude Syntax und die Konsequenz, mit der er angetippte Vergleiche zu Ende denkt. Ein erheiterndes, fröhliches Bändchen aber liegt keineswegs vor. Das sind nicht Geschichtchen, die



man noch so schnell vorm Einschlafen konsumiert, um sich anschließend in betulichen Träumen zu wiegen.

Franz Josef Bogners Ironie rüttelt auf, seine Traurigkeit geht unter die Haut, derer man sich wehren muß, will man dem Autor die Ungerechtigkeit ersparen, seine Texte nur als blitzgescheit erdachte Amüsierprose abzuqualifizieren.

Der schreckliche Rainer

Es sei positiv vermerkt: der weit-aus größte Teil des bundesdeutschen Wählervolkes mag ihn nicht. Man qualifiziert ihn als «aalglatt», als «zielbewußt im Sinne der eigenen Karriere», als «arrogant», er kommt nicht an, und am häufigsten verbinden die westdeutschen Bürger den Namen dieses Mannes mit dem Begriff «ölig». Dieser Mann: das ist Rainer Candidus Barzel, der gewiegte Fraktionsführer der CDU/CSU-Opposition im deutschen Bundestag zu Bonn, und einer seiner großen Gegenspieler, Herbert Wehner, prägte denn auch den hübschen Satz «Der Barzel muß alle zweitausend Worte Oel wechseln».

Nun, Barzel hatte seinen bisher letzten «großen» Auftritt bei der Debatte nach Willy Brandts «Bericht zur Lage der Nation». Während der Bundeskanzler sich um Sachlichkeit bemühte, leidenschaftslos und mit der ihm eigenen Aufmerksamkeit den Stand seiner Politik

darlegte, zeigte es sich einmal mehr, daß man einen unverzeihlichen Fehler beginge, Rainer Candidus Barzel zu unterschätzen, ihn als ungefährlich einzustufen, nur weil er in der breiten Masse noch – und ich betone: noch – unpopulär ist.

So seltsam das vielleicht auch klingen mag: Barzel geht uns alle an. Sicher, unsere Besen wären ausreichend damit beschäftigt, vor den eigenen Türen zu kehren, was sollen wir uns, mag man denken, in «innerdeutsche Angelegenheiten» einmischen.

Nur: Barzel ist keine innerdeutsche Angelegenheit. Genauso wenig wie Franz Josef Strauß.

Wir müßten fühlen, hätten wir einmal von einem Bundeskanzler namens Barzel zu hören.

Wer diesen Mann am Fernsehen miterlebte, als er Willy Brandt antwortete, den mußte eigentlich das kalte Grausen packen, der mußte eigentlich flugs zur Hausapotheke eilen, um Beruhigungspillen einzunehmen.

All die wohlformulierten Hinterhältigkeiten, vorgetragen mit der Allüre des um das deutsche Vaterland Besorgten, die Blicke, die sich, genauestens berechnet, pathetisch zum Himmel hoben, wenn von Menschlichkeit die Rede war, das rhetorische Wechselspiel von Tadel und Nachsicht, von scheinbarer Kümmernis und kaum verdeckter, hämischer Freude ob enttäuschter Hoffnungen – sie waren gespenstisch und so bar jeder Ehrlichkeit, daß man das Gruseln hätte lernen können, wäre man nicht einigermaßen vorbereitet gewesen.

Vorbereitet gewesen – das impliziert möglicherweise den Vorwurf des Vorurteils. Aber Rainer Candidus Barzel ist zu aktiv, als daß man sich auf Vorurteile stützen müßte.

Er hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn man über ihn ein Urteil längst fällt.

Wir wären machtlos, käme Barzel an die Macht. Und entschlosse er sich, was ein gütiges Schicksal verhindern möge, in seiner Eigenschaft als Bundeskanzler unserem Lande einen offiziellen Besuch abzustatten, man käme wohl nicht darum herum, ihn mit allen diplomatischen Ehren zu empfangen.

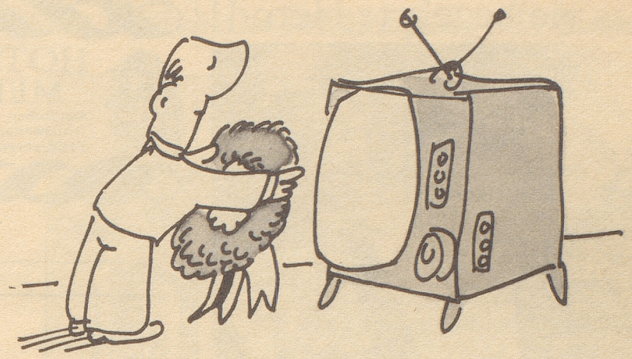
Die Hoffnung bleibt, daß wir die Deutschen nicht vor Rainer Candidus Barzel zu warnen brauchen.

Barzel pflegt sich im Urlaub seinem Lieblingssport, dem Eislaufen hinzugeben. Man sagt, er bewege sich äußerst gewandt auf den schmalen Kufen.

Wer auf glattem Eise sicher gleitet, weiß sich auch auf dem glatten Parkett der Politik zu behaupten?

Der Vergleich mag überall hinken. Bei Rainer Candidus Barzel, so fürchte ich, stimmt er.

Der Mann ist nämlich so kalt, daß er selbst auftauendes Eis sogleich wieder erstarren läßt.



Max Rüeger: Verse zur Zeit

Entsetzen in Zahlen

**Wenn ein Mensch stirbt
in unserer Umgebung
sind wir betroffen.
Und wir trauern,
wir haben ihn vielleicht gekannt,
oder kennen zumindest den Ort,
in dem er wohnte.
Wenn hundert Menschen
abstürzen über Europa
konsumieren wir die Bilder
von der Unglücksstelle
mit den weitverstreuten Maschinenteilen,
wir verzichten, das ist möglich,
auf die Flugreise vom nächsten Montag
und buchen TEE.
Wenn hunderttausend Menschen
in fernsten Regionen
in einer Sturmflut ertrinken,
und weitere hunderttausend
ihre armseligen Hütten verloren haben,
beginnt das Entsetzen
durch die gigantische Zahl der Opfer
zu faszinieren.
Was vorstellbar ist im Einzelfall
wird unvorstellbar mit der vielstelligigen Zahl.
Dabei müßten ja eigentlich
gigantische Zahlen
die Trauer steigern.
Aber die Mathematik der Teilnahme
behält ihre Logik nur
bei kurzen Distanzen
und wenigen Ziffern vor dem Komma.**

